

Die Höhlenstadt.

Von Boby Wildberg.

Dieser Brief ist nach mannigfaltigen Irrfahrten, wie sie durch die Wechselfälle des Krieges bedingt sind, sehr verspätet an seinen Bestimmungsort gelangt. Von seinem Verfasser, einem Berichterstatter aus Liebhäuser, fehlt im Augenblick noch genauere Kunde.

Wir fuhren durch die Nacht, dem Kriege entgegen. Immer stärker hatten wir ihn empfunden, vom Augenblick der Ausfahrt an bis zur Ankunft in jenem nächtlichen Bahnhofgebäude, das in einem bereits von den Unfern besetzten Teile des feindlichen Landes gelegen war.

Hier mußten wir den Zug verlassen, der fürs erste nicht weiter fuhr. Es war zehn Uhr abends. In dem Ort, zu dem der Bahnhof gehörte, war es streng verboten, nach neun Uhr auf der Straße zu sein. Somit war eine Einkehr in diesem Städtchen unmöglich geworden. Ich mußte die Nacht auf dem Bahnhof verbringen.

Das wäre ja weiter nicht schlimm gewesen; wenn ich nur gewußt hätte, wo ich mein Nachtlager aufschlagen sollte. In den Wartensälen war alles voll Soldaten, auch die Bänke des Bahnsteigs waren besetzt. Pflötzlich kam der Vorständer der Station und sagte: „Es wird noch ein Zug mit Proviant abgefahren. Spüren Sie sich, wenn Sie mitkommen wollen!“ Ich ließ mich das nicht zum zweitenmal sagen, rannte wehrlos sprengstreich über die Gleise nach dem mit freundlich gesehnen, nur aus wenigen Wagen bestehenden Zug, der im spärlichen Licht als dunkel schwebende, schattenhafte Masse mit seiner furchenden Lokomotive nahe dem Ausgang der Halle bereitstand.

Ich stolperte in ein finsternes Areal des letzten Wagens. Ein Siebengehörn von glühenden Punkten, die Enden von ebensoviel Kriegszigaretten — ein paar scherzhafte Begrüßungen, gefälliges Zureden, und die Fahrt begann. Draußen jagten in der bläulichen Nacht unendlich viele Pappelbäume vorüber. Niemand sprach mehr ein Wort, die Müdigkeit war zu groß. Nach einer Stunde etwa fuhren wir in eine geräumige Bahnhofhalle ein. Hier lag das vorläufige Ziel meiner Reise — jene merkwürdige, nimmere von den Unfern besetzte Stadt, die einen der interessantesten geologischen Punkte des eroberten Gebietes einnimmt, und die jetzt im Zeichen des Krieges doppelt eigenartig erscheint.

Hier fand ich eine freie Bank, und bald überfiel mich ein wohlthätiger Schlummer. Es war ein unabhälliges eifriges Treiben ringsumher. Wenn ich einmal östlich die Augen öffnete, sah ich riesige Kriegergeschichten vorüberstreifen, hörte das Klappern und Klaffen von Säbeln, die Aus- und Einfahrt von Militärzügen, Gräße, Befehle und Mitteilungen. Am Morgen wusch ich mich netzübergang an einer Pumpe. Ein bescheidenes Kaffeehaus stand der Ankunftsstelle gegenüber. Der Wirt war nicht geloben; hier stärkte ich mich, und dann erhielt ich die Erlaubnis, im Anschluß an einen militärischen Rundgang die Stadt zu besichtigen, die nach den Aussagen aller von sämtlichen Bewohnern verlassen war.

Zunächst ging es über eine Brücke, und ich sah die sonderbare, Stadt vor mir liegen. Ihre Lage war in der Tat eine gewöhnliche zu nennen. Eine tuffartige Hochebene, die am jenseitigen Ufer des Flusses steil abbrach, ließ der Stadt innerhalb eines Bogens, den jener Abhang hier beschrieb, Raum genug für ihre Hauptgebäude: das Rathaus, die Kathedrale und einige Reichen von Bürgerhäusern. Entweder war nun diese Ansiedlung in späteren, angeblich sicheren Zeiten vom Rücken des Berges aus Wasser herabgegraben — oder sie hatte sich umgekehrt vom schmalen Uferplay in die Schluchten der Anhöhe und auf diese selbst hinaufgeschoben. Jedenfalls landte sie in zwei enge Schluchten eine Mauer dicht beieinanderstehender Häuser vor, und noch auf den schwindelnden Felsenbänken des Abhanges sah man lange Reihen kleiner und ärmlicher Behausungen.

Der Eindruck, den das Innere der Stadt hervorrief, war ein ganz anderer, als ich erwartet hatte. Er schien mir entsetzlich — nicht so sehr durch Kampfspuren, als durch die vollkommene Stille und Ausgerissenheit der Gassen und Plätze. Geschlossene Kaufläden, Gasthäuser und Cafés, die teils offenstanden, teils herabgelassene Vorhänge zeigten, in denen aber jedenfalls niemand bediente, niemand lachte, überhaupt kein Mensch sich aufhielt. Es ist in der Tat schauerlich, etwas Deberes, etwas Unheimlicheres auszubedenken. Nur der untere Teil des Ortes, jener an beiden Enden der Brücke, war als Quartier für unsere Truppen verwendet worden. In den oberen Stadtteilen befanden sich nur einzelne Höfen.

Nachdem ich der Patrouille bis in die vorhin erwähnte erste Schlucht gefolgt war, in der die Höfe der Häuser überall mit den Fels-

wänden zusammenhängenden Schienen, lehnten wir noch der Unterstadt zu. Am Nachmittag sollte eine starke Abtheilung von den Unfern durch die Stadt auf die Hochebene und dort weiter nach Westen marschieren. Selbstverständlich waren die Ausgänge gedeckt, die Marschlinie durch Flinger erkundet und gesichert. Der Marsch sollte durch jene Höhengasse geleitet werden, da sie die kürzeste Verbindung zwischen der gegenwärtigen Stellung und der über die Höhen führenden Landstraße bildete.

Ich durfte mich den Abmarschierenden anschließen. Mühsig ging es durch die Unterstadt, und unsere Feldgrauen ergossen sich nun in die enge Felsenstraße. Sie war gerade lang genug, um eine ganze Kompanie aufzunehmen. Die Spitze hatte das obere Tor noch nicht erreicht, als mit einem Male von dort her ein grelles Pfeifen und Schreien uns entgegenlief. Wie aus einer Verengung tauchten plötzlich von allen Seiten die Feinde auf, — und zwar nicht reguläre Soldaten, sondern Frantireurenbanden, die sich in den Höhlen und Weinkellern unter den Häusern, so gut verborgen gehalten hatten, daß man von ihrem Vorhandensein keine Ahnung besitzen konnte. Die Kompanie war von allen Seiten eingeschlossen, und von den in einigen Abständen folgenden Kameraden vollkommen abgeschnitten. Auf dem Pflaster polterten die Stiefel unserer Krieger, daß es in der höllischen Schucht mit ungläublichem Geräusch widerhallte und zusammen mit heiseren Kommandos, dem Donner unserer Artillerie, die um die Bevölkerung einschüchtern, ihr Feuer eröffnete hatte, Artschlägen an Türen und Fensterläden, Geheul und Geschrei der scheußlichen Bewohner dieser Talchlucht, eine betäubende Hölle ausmachte.

Mitten in diesem Tohuwabohu ereignete sich etwas ganz Eigentümliches. Am Anfang der Höhengasse befand sich eine Kirche, deren schlichter Turm mit freihängenden Glocken versehen war. Die Schiffe der Vorgänger traten beinahe auf dies Geräusch, und so scholl in die Wut des Kampfes ein unaufhörliches, gespenstisch-friedliches Sonntagsgeläute.

Indessen fehlte mich meine Zivilkleidung der Gefahr aus selbst für einen der Worgelassen gehalten zu werden. Ehe mir diese Gefahr noch recht bewußt werden konnte, drängte mich eine Abtheilung der Unfern, die gegen einen Angriff im Rücken eine Schwertung ausführen mußte, an das Tor einer dieser Spelunken. Es wich zurück, und ich taumelte durch einen dunklen Gang in einen Hofraum, dessen andere Seite von der Felswand gebildet wurde. In dieser vorpringenden nördlichen Wand befand sich eine niedere rabelschwarze Höhle, die offenbar als Schuppen oder Keller gedient hatte, jetzt aber leer war. Der Boden des kleinen Hofes senkte sich nach jener Höhle zu, und so floß ich denn, noch immer der Wucht des Stoßes folgend, in diesen Schlund, und blieb halb betäubt liegen.

Als sich endlich wieder die nötige Klarheit in meinem Kopf eingestellt hatte, fühlte ich mich von einer großen Stille umgeben.

Die Frantireure schienen in die Klucht geschlagen oder getötet. Ich mußte doch ziemlich lange dort gelegen haben, denn in dem kleinen Hof begann schon die Dämmerung.

Ich wollte die Gasse aufsuchen, als ein hitzigmalender Donner mich in den Höhlenschuppen zurückwarf. Die Stadt wurde nach ihrer Räumung zur Strafe für den unterirdischen Lieberfall von unseren Kanonen in Trümmer geschossen.

Da mochte ich wohl in der Felsenhöhle noch am sichersten geborgen sein. Ich sah mich in dieser Räumlichkeit näher um. Der Hof lag im Schatten, jedoch von der inneren Seite fiel noch etwas Licht in die Höhle. Ein paar Schritte brachten mich in einen größeren, fast kreisförmigen Raum, dessen gewölbte Decke nach oben in einer Schicht ausstieg. Ein rundes Stüchchen Himmel, in dem ein Stern erglänzte, bedeckte die Wölbung, dieser wohl an hundert Meter langen, steinernen Röhre.

An den Seiten des Gewölbes ahnte das Auge allerhand Gänge und Verzweigungen. Ich war eben daran, eine Zigarette anzuzünden, um mich für weitere Untersuchungen zu härten, als plötzlich das Murren des Schotes sich verfinsterte und ein schwerer, unförmiger Gegenstand herabgefiel, der nach wenigen Sekunden fürchterlich aufklaffend, inmitten der Höhle niederfiel. Hätte ich mich an dieser Stelle befunden, so hätte der herabstürzende Gegenstand meinen weiteren Nachforschungen für immer ein Ende gemacht.

Ich näherte mich diesem geheimnisvollen Ding und leuchtete mit einem Wachstreichholz darüber hin. Das Streichholz glitt alsbald aus meinen Händen, die vor Aufregung und Empörung zu zittern begannen. Das Ding war ein in eine grobe Uniform gehüllter Haufe blutiger Gliedmaßen, das heißt, es war der Leichnam eines unserer braver Soldaten, den der

Sturz in die Tiefe bis zur Unkenntlichkeit entstellte hatte.

Ob dieser Absturz die Folge einer Unvorsichtigkeit des Betreffenden gewesen, ob er hinterläßt von Frantireuren hinabgeschoben, oder ob diese einen von ihnen Ermordeten auf solche Art zu beseitigen gedachten — darüber nachzudenken sollte ich jetzt Zeit, hier in der zuneigenden Nacht dieses französischen Felsenkellers.

Infolge meiner unglücklichen Erschöpfung muß ich dann doch wieder ein paar Stunden geschlafen haben, denn als ich zu mir kam, war die Höhle in Finsternis getaucht, mit Ausnahme eines helleren Kreises an der entgegengesetzten Wand, der sich allmählich vergrößerte. Der Lichtschein, der von dieser Stelle ausging, mochte mich endlich geweckt haben. In diesem Scheine nahm ich zwei Gestalten wahr, wenig über Kindesgröße, mit Pfadfindern in den Händen.

„Aha, sagte ich mir, das sind die Geschwister Schlaf und Tod, das der Zweite, der seine Fadel schon etwas gesenkt hat, wird sie bald auf den Erdboden niederstrecken. . . Doch als ich schärfer hinsah, erkannte ich, daß dies keine kindlichen Gestalten waren, sondern erwachsene Menschen — ein Mann und eine Frau. Sie waren aus dürrigste gelblich, und ihre großen Köpfe wiesen ein tiefbesindes Form auf. Die schalen, aufgedunnenen Gesichter hatten einen leeren, dabei fast erschrockenen Ausdruck.

Offenbar waren dies Aretins, kümmerlich lebende Halbvidoten, die in dieser Höhlenstadt ein lichtscheues, doch wahrhaftig harmloses Dasein führten.

Sie entsetzten sich kaum minder vor den Leberresten des abgegränzten Soldaten wie vor meiner unerwarteten Erscheinung.

Ich beschloß, die beiden Aretins zu fragen, auf welchem Wege sie hierher gekommen waren. Ich richtete diese Frage in französischer Sprache an sie. Die Leutchen grinsten blöde — und dann begann der Mann in einer nicht eben leicht verständlichen Mundart, der mancherlei mir ganz unbekannte Ausdrücke beigemengt waren, Rede und Antwort zu stehen.

„Sie geben noch einen Weg — nach den Knochenmühlen — sie hätten dort gearbeitet und wären dann, als der schreckliche Donner gar nicht aufhören wollte, in den Berg geflohen.“

Ich zog den Revolver vor mich zu zeigen, daß ich vor etwaigen Tadel auf der Hut sei. Sie sahen zusammen und klapperten mit den Zähnen vor Angst. Da es meinem Gefühl widerstand, die Leberreste meines Landsmannes hier zu lassen, deutete ich auf jene und gab zu verstehen, daß ich sie besaß und wissen wollte.

Schaudernd paktete sie den Toten an, ein jedes mit seiner freien Hand, und der unheimliche Zug setzte sich in Bewegung. Nach ein paar Minuten kamen wir in eine andere, länglich gestaltete Höhle, in der ich zu meinem Staunen menschliche Gebeine entdeckte. An der Form der Schädel erkannte ich, daß diese Menschenreste einer längst ausgestorbenen Rasse angehörten. Es blieb mir nichts weiter übrig: ich ließ das Stüchlein des Kameraden zu diesen Leberresten betten. Hier glaubte ich ihn wenigstens sicher vor etwaiger Entehrung durch das Frantireurgelindel.

Auf dem weiteren Marsch durch die unsicher beleuchtete Unterwelt ging mir das Wort „Knochenmühlen“ immer im Kopfe herum. Eben wollte ich meine Führer fragen, was sie denn eigentlich darunter verstanden, als wir in einer dritten Grotte anlangten, die sehr groß war und ganze Haufen halbvenerterter Gerippe, die offenbar Höhlenbären und vielen anderen Geschöpfen der Vorzeit angehörten, enthielt. Ich hatte natürlich nicht die Macht, diese Funde zu untersuchen und beschränkte mich daher auf Vermutungen.

Wieder trafen wir durch schmale Gänge. Ich sage: trafen, denn der Schritt des Aretinpaars hatte etwas kurzatmig Laufendes an sich, und als wir an einer dunklen Seitenschlucht vorüberkamen, beschleunigten sie noch ihren Lauf, so daß ich ihnen kaum folgen konnte. Aus diesem nachtschwarzen Gellüfte vernahm ich ein Schreien und Mahlen, als ob dort irgend ein Ungeheuer der Vorwelt lebendig wäre.

Das znerghafte Pärlein gab mir öfters willkürlich die kleinen, breiten Hände, um mich durch eine windige, taminartige Schlucht hinter sich herzuführen. Endlich hinter mich ein Tageshelle entgegen — und aufstehend trat ich zwischen Gefühls- und Freie. Nichts mehr von Kampfgerölle — die tiefste Ruhe herrschte hier.

Es war Morgen, herrlicher, reiner, gebenedeter Morgen in einem engen, an den Seiten dicht mit Jungwuchs bewachsenen Tale. Der Grund dieses Tales ließ sich nur Raum für einen bescheidenen Fahrweg und einen trägen Bach, der eine Reihe von Mühlstein trieb.

Und diese Mühlen mahlen und mahlen, doch dabei war kein Mensch zu sehen. Die Mühlen mahlen im-

merzu. Aber was mahlen sie wohl? Das widerliche Kratzen aus den dumpfen Hütten belehrte mich: dies waren die Knochenmühlen.

Ein unangenehmer Geruch drang aus diesen niedrigen Häuschen, vermischte sich mit der frischen Herbstluft und den Ausatmungen des welfenden Laubes.

Und unablässig tönte das Pochen, Kratzen und Mahlen, dazu gluckte der Bach in seinem Bette. . . sonst sah alles ringsum wie erfordern. Ich sah mich nach meinen Führern um. Die beiden Leutchen waren verschwunden.

Da befiel mich in dem öden, beklemmenden Tale eine größere Furcht und ein tälteres Grauen, als ich vorher im Kriegsfeuer jener Höhengasse empfunden hatte.

Wir schwindelte. . . ich schwankte am Ufer des Baches. . . der Hauch der verlassenen Knochenmühlen benahm mir den Atem.

Mit aller Gewalt raffte ich mich auf und folgte dem Fahrweg talabwärts. Nach etwa zwanzig Minuten lief ich einem Vorposten der Unfern in die Arme.

Des Ausgewiesenen Heimkehr.

Nachherzähl von Bruno Heimkehr.

Jüngst überraschte mich ein Telegramm aus Sahnitz mit folgendem Wortlaut: „Aus dem heiligen Rusland herausgeschmissen, eintretende Stettiner Donnerstag 6 Uhr 32 abends. Hart.“

Infolge einer Verlethstodung verpätete ich mich und langte, obgleich ich ein Auto nahm, erst 6 Uhr 50 vor dem Stettiner Bahnhof an. In der Vorkhalle ging ein mittelgroßer Herr mit langen Schritten ungeduldig auf und ab. Auf dem Kopf hatte er eine auffallend hohe Perlmuttermütze, in der Hand etwas Blinkendes, einen metallenen Gegenstand, dessen Name und Art ich nicht gleich erkennen konnte. Mit einem Auge sah ich, daß es Freund Hart war. Seine russische Kopfbedeckung hatte ihn bereits zum Gegenstand einer allgemeinen, halb neugierigen, halb misstrauischen Aufmerksamkeit gemacht.

„Sie sehen ja aus wie ein Tartarenobert in Zivil“, sagte ich nach der ersten Begrüßung lachend zu ihm.

Wir gingen ein paar Schritte. „Ich komme allein“, sagte er, als erriete er meine Gedanken. „Mein Junge sitzt in Wolodna gefangen, Frau und Tochter sind in Kiel bei einem Schwager. Ich und mein Teuffel.“

Wir gingen durch die Invalidentstraße und bogen in die Chauveestrasse, Richtung Dramenburger Tor, ein. Es war ein milber, klarer Winterabend.

„Wir gehen im Leben bisweilen wunderfame Wege. 1890 holte ich mich aus meiner Heimat in Westfalen eine Frau und machte meine Rückreise nach Petersburg gleichzeitig zu meiner Hochzeitsreise. Wir fuhren damals über Lübeck, Stockholm nach Finnland und erreichten über Abo, Hangö und Helsingfors Petersburg. Das war eine herrliche Fahrt. Wie oft habe ich mir vorgenommen, sie bei meinen zahlreichen längeren oder kürzeren Aufenhalten in Deutschland zu wiederholen. Ich kam nie dazu. Immer zwangen mich geschäftliche oder andere Verpflichtungen, den kürzesten Weg über Emden zu einschlagen. Jetzt, nach vierundzwanzig Jahren, habe ich meine Hochzeitsreise wiederholt, anders als ich sie mir vorgestellt hatte, dem Zwange gehorchend, als Landesverwiesener Deutscher. Aber ich will Ihnen die ganze Sache von Anfang erzählen.“

Auf Befehl des Petersburger Stadthauptmanns Fürsten Dolenski hatten wir Petersburg innerhalb bestimmter Frist zu verlassen. Die Auflösung des Haushalts bereitete zunächst nicht geringe Schwierigkeiten. Von deutschen Unternehmern nimmt keine Speicherei Möbelstücke zur Aufbewahrung an. Wollte man nicht alles stehen und liegen lassen, so mußte man eben die ganze Einrichtung zu einem lächerlichen Preise verkaufen. Sie können sich denken, daß die Händler in Ausnutzung der Notlage und aus einem durch den Krieg hervorgerufenen Mangel an Bedarf so taten, als ob sie aus Gnade und Barmherzigkeit kauften.

Donnerstag früh 9 Uhr sollte ein Sonderzug für Flüchtlinge vom finnländischen Bahnhof abfahren. Wir trafen um 7 Uhr ein. Bald entwickelte sich ein fürchterlicher Anbruch. Der Bahnhof sah wie ein Felslager aus. Mit Sad und Bad, mit Kind und Regal füllten die Deutschen rasch die achtzehn großen Wagons, aus denen der Sonderzug bestand. Viele waren von russischen Offizieren, Studenten und Beamten, die zum Freundes- und Bekanntenkreis gezählt hatten, zum Zug geleitet worden. Um 9 Uhr waren längst nicht alle untergebracht. Aber der Zug mußte abfahren, Hunderte blieben zurück.

Nach einhündiger Fahrt hielten wir in Helsinki, der Grenzstation zwischen Rußland und Finnland. Der Aufenthalt war endlos. Kein

Mensch mußte, warum. Hinaussehen konnte niemand. Die Fenster waren durch Bestreichen mit Farbe undurchsichtig gemacht, die Türen verschlossen. Endlich stellte sich heraus, daß die Deutschen sich einer Revision des Handgepäcks und einer Leibbesichtigung unterwerfen mußten. Geschriebenes wurde zertrümmert. Wer viel Geld hatte, dem nahm man es gegen Quittung ab. Ueber fünfzig Rubel Taschengeld waren nicht erwünscht. Einem Landsmann erleichterte man seine Briefstöße um 2000 Rubel. Das Goldmünzen sofort liefert wurden, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Vierzehn Stunden, von 10 Uhr vormittags bis 12 Uhr nachts, dauerte die Untersuchung. Die Insassen der Wagen, die bereits erledigt waren, wurden auf dem Bahnsteig entlassen. In der Wirtschaft konnte man Tee und Kaffee bekommen; für alkoholische Getränke bestand in ganz Rußland das Ausschank- und Verkaufsverbot. Reisetaschen und Futtermägen mußten nach und nach ihren ledernen Inhalt lassen; was sollten die Leute auch während des gräßlichen Herumlagerens auf dem Bahnsteig anderes tun, als essen? Gewaltiges leistete hierin ein deutscher Förster, der seit Jahren im Innern Rußlands mit Waldkulturen und Vermessungen beschäftigt gewesen war, eine Hünengestalt von ruuennormierten Mägen, mit mächtigem, rotem Bart, durch den sich viele weiße Fäden zogen. Wenn er leise sprach, glaubte man das ferne Grollen eines aufziehenden Gewitters zu hören. Dieser Rubezahl entwickelte einen Appetit, dem man nur mit bewundernder Scheu zusehen konnte. Aus seinem Rucksack holte er vier gebrauchte Hosen, von denen er sich zwei in kurzer Zeit einverleibte. Die Revision seines „Handgepäcks“ hatte außerdem 80 Pfund Brot und drei Schinken im Gesamtgewicht von 50 Pfund ergeben. Die russische Polizei belegte nichts davon mit Beschlagnahme; mein Landsmann wies glaubhaft nach, daß er dieses „Rundvorrats“ für eine Reise von sieben bis acht Tagen bedürfte. Die Polizisten sahen an ihm empor, grinsten sich an und gingen weiter.

„Wie soll das bloß zu Hause werden!“ wandte er sich zu mir und schied unter seinen buchtigen Brauen einen so sorgenvollen Blick zu mir herab, daß ich laut aufschrie. Was soll man nun in Deutschland machen, wenn da wirklich Hungersnot herrscht, wie die russischen Zeitungen schreiben?“

„Einen Jäger wie Sie ernährt der deutsche Wald immer noch.“ Er griff sich einige Male durch den Bart und nicht gedankendoll. Nachts 12 Uhr erfolgte die Weiterfahrt, nachdem unser Zug zur allgemeinen Freude als Schnellzug erklärt worden war, der vor seiner Entstation, dem finnischen Hafen Raumo, nur noch in Ahborg und Tammerfors halten würde. So kam es auch; aber heraus durfte niemand. Auch kein Fenster durfte während der vierzehntägigen Fahrt geöffnet werden. Der Wagen füllte eine fürchterliche Luft. Der bide Qualm zahlloser Zigaretten, die Ausdünnungen vieler auf einen engen Raum beschränkter Menschen, die Dünfte, die erbrochenen Speisen und den Windeln kleiner Kinder entströmten, — all das vereinigte sich zu einer wahren Symbiose der Gerüche. Der riesige Förster und ich standen dicht an die Fenster gedrängt und atmeten mit offenem Munde die durch verschiedene Rigen spärlich hereinströmende Luft ein.

Endlich, 2 Uhr nachmittags, Raumo! Die Tür stieß auf. Ein finnischer Polizist erklärte: „Die Insassen sind frei!“ Man steigt aus, hilt sich gegenfeitig und zieht unterdessen mit tiefem Behagen die langentbehrte frische Luft ein.

Auf dem Bahnhof in Raumo hatten sich einige Vertreter der „Hilfsvereinigung für vertriebene Deutsche“ gefunden, die uns, besonders Familien, mit Rücksicht darauf, daß der Dampfer nach Stockholm erst am nächsten Tage geht, empfahlen, für die Nacht gegen billiges Entgelt, im Falle gänzlicher Mittellosgkeit auch umsonst, Bürgerquartiere zu beziehen. Der Ausbruch der Hilfsvereinigung lag im Rathaus und wies an Hand einer Liste Bürger nach, die sich bereit erklärten, Familien zu beherbergen. Wir zogen also zum Rathaus. Die würdige Ruhe und der getragene Ernst der Herren von der Hilfsvereinigung, die um einen langen Tisch saßen, machten einen ausgezeichneten Eindruck. Nur die Verkündigung verurteilte einige Mähe, da sie außer ihrer Mutter-sprache, dem Finnischen, das dem Fremden mit eigentümlichem Abhültschweidisch, fast aber weder Russisch und Deutsch, noch Englisch und Französisch verstanden.

Ich zog mit Sad und Bad in zwei finnischen Droschken nach der Vorstadt von Raumo, Borni-Talli. Ein Herr mit dem recht finnischen Namen Lehtinen sollte uns aufnehmen. Ich war angenehm überrascht, vor ein hübsches Landhaus inmitten eines gut angelegten Gartens zu kommen. Der Besitzer, ein älterer

Junggeselle, und seine Hausbälterin Hilba empfingen uns mit wohlthuender Freundlichkeit. Im Hause herrschte peinliche Sauberkeit; beim Anblick der Küche, die ein wahres Schmuckstück war, geriet meine Frau in helles Entzücken. Man setzte uns köstliche Kennungen vor und Tee. An ein Tischgespräch war natürlich nicht zu denken, denn unser lebenswüthiger Wirt sprach nur Finnisch. Als Schlafzimmern wies er uns sein eigenes und das beste Wohnzimmer im Hause an. Als wir uns am anderen Tage verabschiedeten, um an Bord des Dampfers „Runeberg“ zu gehen, auf dem ich drei Plätze belegt hatte, suchte ich in die Zeichensprache all die herzlichsten Empfindungen zu legen, die ihm in seiner Muttersprache auszudrücken mir nicht vergönnt war.

Der Dampfer „Runeberg“ war mit Passagieren und Ladung am Nachmittags von Stockholm in Raumo eingetroffen. Am nächsten Morgen in der Frühe sollte er uns Deutsche nach Stockholm bringen. Wir gingen an Bord, um die Nacht auf dem Dampfer zuzubringen. Eine Passagierrevision fand auch noch statt. Geschloffen haben wir nicht viel, der „Runeberg“ löste die ganze Nacht seine Ladung. Inzwischen war strenge Kälte und stürmisches Wetter eingetreten. Die See ging hoch.

Der Kapitän erklärte, aus seiner Absicht, noch in der Nacht in See zu gehen, könne nun nichts werden. Infolge des Kriegszustandes seien alle Seegerichte entfernt und alle Lichter gelöscht; er könne sein Schiff nicht der Gefahr aussetzen, auf Schären zu laufen. Auch eine Abfahrt am nächsten Morgen sei bei diesem Seegang wenig wahrscheinlich.

Doch das Geschick war uns hold. Am anderen Morgen kamen zwei andere schwedische Dampfer, deren Führer erklärten, der „Runeberg“ könne abfahren, die See sei draußen ruhiger, der Wind stau ab.

Vormittags 11 Uhr gingen wir in See. Wenige Stunden später waren alle mit wenigen Ausnahmen, zu denen auch ich zählte, seetrotz. Gut verpackt (die Kälte hielt an, und es wehte noch immer eine steife Brise) habe ich den größten Teil der Fahrt an Deck verbracht.

Nach siebzehntägiger Fahrt ließen wir nachts 3 Uhr in den hell beleuchteten Hafen von Stockholm ein. Es war ein schöner Anblick, und wer sich einigermaßen wohlbehalten, war sich einigermaßen wohlbehalten, um ein Dek, um ihn zu genießen.

In Stockholm wartete ein „Deutsches Unterhaltungskomitee“ in liebenswürdigem und hilfsbereiter Weise seines Amtes. Um unser Gepäck sollten wir uns keine Sorge machen; es würde rechtzeitig auf Rollwagen zum Bahnhof gebracht werden. Bei Morgengrauen wurden wir in eine alte, leerstehende Kaserne in der Tjörhofsgatan, Tjörhofsgatan, geleitet. Kranke und kleine Kinder schickte man in bereitgestellten Automobilen dahin. Dort wurde ein Frühstück, bestehend aus Milchsuppe mit Reis gereicht. Wer wollte, bekam um 1 Uhr ein kräftiges Mittagessen und um 4 Uhr Kaffee. Ueberhaupt habe ich nachgehört, daß Unbemittelten Fahrkarten dritter Klasse für die ganze Reise von Petersburg bis Berlin unentgeltlich ausgestellt wurden. Um 10 Uhr morgens fand eine letzte Passagierrevision statt. Da der Zug nach Sahnitz erst abends 8 Uhr 30 Minuten ging, benutzte ich die Zwischenzeit, mir wieder Stockholm anzusehen. Daß ich einmal gezwungen werden würde, meine Hochzeitsreise nach vierundzwanzig Jahren gewissermaßen „per Schub“ zu wiederholen, hätte ich mir nie träumen lassen.“

Immer derselbe.

Herr Professor Dämlich hat beschlossen, ein Fußbad zu nehmen. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind, stellt der Herr Professor, ohne sein Studium zu unterbrechen, seine Füße samt der Fußbedeckung, deren er sich zu entledigen vergessen hat, ins Wasser. Einige Momente währt dies beschauliche Bild, dann ruft er plötzlich: „Minna, bringen Sie mir meine Gummischuhe!“

— Boshaft. „Wie sind Sie eigentlich zu Ihrer Frau gekommen, Herr Zwickel?“

„Sie fiel als Mädchen in den Fluß, aus dem ich sie herauszog und aus ihrer trug.“

„Da waren Sie sich jedenfalls der Tragweite Ihrer Handlung nicht bewußt!“

— Stillblüte Die Polizei bekam bald Wind, daß der Verdächtige in keinem guten Geruche stehe.

— Sehr richtig. Professor: „Es ist eine empfindende Feigheit von Ihnen, einen Menschen zu überfallen, der ohne Schuh und Schirm ist.“

„Räuber: „Wissen Sie, da kennt ich lange warten, bis ich Ihnen mal mit im Schirm treffe.“

— Erklärt. „Warum trüben Sie denn die Literatur?“

„Das sieht dann so aus, als ob ich einen Schreiber hätte!“